

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Adriana Altaras

Doitscha

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

7	prolog
9	doitscha
19	der partisan
24	mini-golfer
30	unser mann aus dem münsterland
35	you ruined my auschwitz
52	wenn ich ein vöglein wär ...
57	love and ignore
63	to do or not to do
78	bella giovinezza
82	so und nicht anders
90	aufstieg
101	godfather
105	uhlandstrasse
111	man briderl
132	tacheles
138	epizentrum
147	displaced persons
161	schlachtensee
173	geh-danken
179	showbizz
185	dreihundertfünfzig pinguine
189	the holy land
203	hotel atlantic
213	der club
224	frühschwimmertarif
235	welpenaffäre
242	die letzte stunde
248	steinsetzung
254	Dankeschön!

doitscha

adriana

Mein Sohn David nennt seinen Vater »Doitscha«.

»Hey Doitscha! Komm mal runter, du Doitscha! Doitscha, entspann dich ...« – und derlei Varianten mehr. Die Anlässe sind verschieden. Schlechte Laune, gute Laune, das Ergebnis klingt immer gleich: »Ey Doitscha, wie bist du denn drauf?«

Ich weiß, das ist nicht nur grammatikalisch fragwürdig, es ist auch komplett daneben.

Das Ganze findet meist zur Abendbrotzeit statt, gegen zwanzig Uhr, eine Uhrzeit, zu der in Familien allgemein die Bombe zu ticken beginnt: Nach einem wie auch immer gearteten Arbeitstag muss man für ein gesundes Abendessen sorgen, Lateinvokabeln abhören, dem kleinen Sohn das Duschen schmackhaft machen. Georg, als Westfale in der Regel die Verkörperung edlen Stoizismus, haut auf den Tisch, dass die leckere Soße auf meine neue Bluse spritzt, und brüllt. Respekt klagt er ein und ein anderes Sprachniveau. Es folgt Geschrei auf beiden Seiten, mir vergeht der Appetit. Sammy, Davids jüngerer Bruder, verzieht sich in sein Zimmer. David setzt sich Kopfhörer auf, nimmt die Zeitung, schaltet auf stur.

»Es ist sowieso gesünder, mittags zu essen, als sich abends den Bauch vollzuschlagen«, seufze ich.

Das sei zwar richtig, verfehle aber das Thema, bemerkt Georg. Er stammt in vierter Generation aus einer Lehrerfamilie, das kann man nicht so schnell abschütteln. Aber er hat recht.

»Doitscha« zu sein, ist an sich schon nicht einfach. »Doitscha« in einer jüdischen Enklave zu sein, ist doppelt bitter, weil der »Doitscha« dort weniger wert ist. Klar, das klingt absurd, ist absurd, und in dieser Deutlichkeit wird es natürlich von niemandem ausgesprochen – aber es ist, wie es ist.

Gutmeinende könnten nun anführen, dass sich das Verhältnis zwischen Juden und Deutschen mittlerweile zum Positiven gewendet haben müsste. Bald jähre sich zum siebzigsten Mal das Kriegsende, fast alle Überlebenden seien tot. Ein Neuanfang habe stattgefunden. Ja, ja, ja. Im Bundestag sicher, hier bei uns zu Hause ist von Kriegsende nichts zu spüren, und zu Hause, das ist die Realität.

Da Georg völlig richtig vermutet, ich würde im tiefsten Innern auch so denken, bekomme ich zur Strafe die Aufgabe, unserem Sohn klarzumachen, dass auch er zu mindestens fünfzig Prozent Deutscher ist. Das sei nun mal einfachste Genetik.

Da ich wiederum weiß, dass David gerade das nicht gerne hört – er wäre gerne Israeli oder zumindest hundert Prozent jüdisch –, gehen wir am nächsten Tag Sushi essen; wenn schon unangenehme Tätigkeiten, dann wenigstens in erlesener Umgebung.

Ich hole weit aus, Respekt und Dankbarkeit, bemühe das Alte Testament, das vierte Gebot »Du sollst Vater und Mutter ehren«. David winkt nicht nur gelangweilt ab, er grinst dabei auch noch, tappt nicht in die biblische Falle, stattdessen schlägt er mit den »deutschen Tugenden« um sich, von denen sein Vater seiner Meinung nach zu viele habe.

»Er ist zu ernst, zu verkrampft, stellt absurde Regeln auf, schweigt zu viel, kann nicht verlieren ...«

»Sprichst du über dich?«

»Wo hast du nur diesen Menschen her?«, fragt er mich, ohne mit der Wimper zu zucken.

»David, Vorsicht, du gehst entschieden zu weit. Gestern ...«

»Gestern wollte er nicht einsehen, dass vor Nixon noch Lyndon B. Johnson Präsident der USA war! Ich hasse ihn.«

Gestern kam schon bei der Vorspeise das Gespräch auf die USA und deren Gesundheitsreform, die wir natürlich befürworten, weswegen David sie zwangsläufig niedermachen musste. »Du bist ein neoliberaler Spießer«, hatte ich von mir gegeben, die Hauptspeise mit ins Wohnzimmer genommen und auf dem Sofa weitergegessen, wohin sich Sammy klugerweise bereits zurückgezogen hatte. David, den prinzipiell jede politische Diskussion auf Temperatur bringt, beschimpfte unvermindert seinen Vater, der tapfer und verboht am Tisch die Stellung hielt, als ideologisch verblödeten Hippie, weil er ab und zu mal den Namen »Marx« fallen lässt. Bei der Abfolge der US-Präsidenten war der Disput dann derart eskaliert, dass Sammy und ich die Lautstärke des Fernsehers auf Maximum drehen mussten. Johnson oder nicht Johnson war die Frage, beide verließen irgendwann schreiend den Raum, aus dem einen Zimmer hämmerte kurz darauf Schostakowitsch, aus dem anderen Absolute Beginner.

»Ich dachte, der Mann heißt Obama«, sagte Sammy. Wir starrten uns ratlos an, wahrscheinlich sind wir nicht amerikanophil genug.

David studiert ausgiebig die Sushi-Karte. Weniger nach dem Inhalt als nach dem Preisangebot. Ich würde meinen Chanukka-Leuchter darauf verwetten, dass er schlichtweg das Teuerste aussucht. Mit der Begründung, dass er die selbstverleugnende Bescheidenheit seines deutschen Vaters verabscheue ...

»Kennedy, Johnson, dann Nixon.«

»Gut zu wissen«, sage ich. »Kann man sicher irgendwann mal gebrauchen.«

»Ein Schmock«, sagt David.

»Ihr seid euch nicht unähnlich«, erwidere ich möglichst gelassen.

»Nein! Ich und dieser Doitschprinzipienreiter? Niemals!«

»Von wem, meinst du, hast du deine sture Intelligenz?«
Meine Stimme bekommt einen unangenehm schrillen Unterton. »Und deine überhöhten Ansprüche hast du auch original von deinem Vater geerbt. Schau mich an: Ich bin bescheiden und glücklich, obwohl ich von Clinton nur die Sexualvorlieben kenne und von Bush junior den Alkoholkonsum, egal in welcher historischen Reihenfolge ... Meinst du, die Welt wird besser durch deine Rechthaberei?«

Ich habe mich in Rage geredet, jetzt gibt es kein Halten mehr. Eine Japanerin, die aussieht, als wäre sie soeben aus einem Manga-Heftchen gefallen, nimmt höflich die Bestellung entgegen. Ich bestelle Nr. 12 für dreizehn Euro, einen Sushi-Mix mit dem überzeugenden Namen »Hiroshima«. David denkt und denkt, das Manga-Mädchen wartet, ich warte, und dann fällt er seine Entscheidung. »Pearl Harbour Deluxe«. Kostenpunkt: fünfunddreißig Euro. Ein Schnäppchen, denn Miso-Suppe und ein Jasmin-Tee sind inklusive.

Nein, ich will nicht kleinlich sein, aber muss es immer das Teuerste sein? Ist Luxus ein Geschmacksverstärker?

»Wieso hast du immer noch nicht begriffen, dass man, nein, dass *ich* das Geld erst einmal verdienen muss? Das heißt: morgens aufstehen ...«

»Wer vor neun Uhr auf der Straße ist, ist ein Nichts und wird nie etwas werden. Baron de Rothschild«, entgegnet David mit arrogantem Lächeln.

»Du bist noch Meilen von Herrn Rothschild entfernt, mein Freund!«, presse ich durch die Lippen, während die ersten von Davids dreihundert Sushis aufgetischt werden. »Wenn du ein Taxi auf Italienisch, Englisch oder Hebräisch bestellen sollst, kneifst du, weil du es nicht perfekt kannst, und gehst stattdessen lieber zu Fuß. Du sollst nicht Dante, Rabbi Löw oder Shakespeare rezitieren, du sollst nur ein Taxi bestellen! Jeder x-beliebige Jude kann das in neun Sprachen. Frag mal Fami-

lie Dreyfuss! Vielleicht nicht akzentfrei, aber der ewige Jude erreicht immer den Bahnhof. Wenn man nicht in mehreren Sprachen fliehen kann, ist man auch kein Jude. Du bist so deutsch, dass es brummt! Wahrscheinlich wärest du der Erste in Stalingrad gewesen, so militant wie du dich gibst ...«

Das wollte ich nicht sagen, vor allem nicht so laut. Pädagogisch vermutlich auch nicht allzu wertvoll, auf jeden Fall ungeschickt. Aber mal ehrlich: David muss noch eine Menge üben, bis er es zu einem Eins-a-Juden bringt.

Er starrt mich an, ein Inside-out-Röllchen auf halbem Wege zwischen Mund und Kehle. Die Gäste an den Nachbartischen tun sehr diskret, Miss Manga lächelt verwirrt. Pause. Stille. Dann mache ich weiter, vorsichtiger und etwas leiser:

»Jeder halbwegs normale Junge arbeitet sich an seinem Vater ab. Das ist bekannt, so weit, so gut. Nicht immer findet der Konflikt in dezenter, stilvoller Form statt. Muss er auch nicht. Oft geht es sogar sehr heftig zu, siehe Ödipus, auch das ist nichts Neues. Die Achtundsechziger marterten ihre Nazi-Väter, Gottfried Wagner musste sich bis zu seinem Komponisten-Großvater durchschuften und ihn – wenigstens literarisch – ermorden, alle Neueinwanderer schämten sich für ihre »primitiven« Eltern mit schlechten Manieren und noch schlechteren Deutschkenntnissen, und Stars werden von ihren Star-Kindern brutal mit allerlei peinlichen Details entthront. Nie war der durchschnittliche Ex-Kanzler-Sohn so weit oben auf der Bestsellerliste wie mit der Abrechnung über seinen schrecklichen Vater ...«

»Du vergleichst mich jetzt nicht wirklich mit Kohl junior?«, stammelt David, immerhin kurzzeitig fassungslos. Das Sojafläschchen wackelt bedenklich am Tischrand. Ich schiebe es muttermäßig fürsorglich in die Mitte des Tischchens zurück, was David zur Weißglut bringt.

»Ich bin nicht mehr fünf! Die letzten drei kaputten Sojaflaschen gingen auf deine Rechnung, Mama!«, knurrt er beleidigt.

Wir widmen uns einige Minuten ausschließlich dem Essen.

Mir kommt es so vor, als würde an den anderen Tischen vorwiegend geschwiegen, um nichts von unserem Disput zu verpassen.

Also mache ich weiter, wir wollen ja niemanden enttäuschen, alte Bühnenregel. »Wenn meine Eltern nach Berlin kamen, um mich bei einer Premiere spielen zu sehen, trugen sie, egal zu welcher Jahreszeit, schwere Mäntel mit Pelzfütterung. Berlin liegt im Osten, kurz vor Wladiwostok, also ist es kalt, dachten sie. Auch die Ärmel waren gefüttert, deshalb standen ihre Arme ab, sie wirkten wie Pinguine auf dem falschen Kontinent. Nie zogen sie die Pelzmützen aus, auch nicht im überheizten Theatersaal. Ich konnte spielen, was und wo ich wollte: In der ersten Reihe saßen zuverlässig zwei Pelzmützen, Zuschauer wie Darsteller starrten ausschließlich auf sie, meine Pinguin-Eltern, als gehörten sie zur Inszenierung. Sie selbst fanden sich nicht peinlich. Hinterher luden sie das gesamte Ensemble zum Essen ein. Ja, auch dann blieben die russischen Pelzmützen auf ihren Köpfen. Wenn sie begeistert waren, wenn sie lobten, wenn sie gute Fragen stellten, wenn alle sie modern und cool fanden, wollte ich dennoch nicht ich sein, nicht dort, nicht in diesem Moment.«

»Nicht alles, was hinkt, ist ein Vergleich«, seufzt David. »Es geht hier wahrlich nicht um den sympathischen Stamm der Pinguine, sondern um ...«

Am Nachbartisch wird der Atem angehalten. Kann man denn in Berlin gar nichts mehr privat verhandeln?

»David, dein Vater ist Deutscher. Ich bin Jüdin. Nach dem alten Moses, das brauche ich dir ja nicht zu sagen, seid ihr beide, du und dein Bruder, natürlich Juden. Aber nach der modernen Genetik bist du fünfzig Prozent Deutscher, fünfzig Prozent Jude, ob du willst oder nicht. Und wenn du es noch so sehr bekämpfst, es wird sich nicht ändern. Es ist eine besondere Mischung auf einer, sagen wir »speziellen Basis«. Wenn ich einen Inder geheiratet hätte, wäre es vielleicht leichter. Aber letztlich gab's dich dann gar nicht ... Dein Vater war weder an der Ostfront noch in

der Hitlerjugend. Er kommt nicht einmal aus Münster, nur aus einem kleinen Dorf in der Nähe, und seine mörderische Neigung beschränkt sich auf das Töten von Mücken! « Ich rede und rede um mein Leben. Dabei fällt mir ein Theaterstück von Boris Vian ein, in dem eine Rolle namens »Schmürz« vorkommt. Ein Wesen, halb Mensch, halb Knäuel, komplett bandagiert, das in der Ecke steht und von allen Familienmitgliedern gelegentlich im Vorbeigehen geschlagen wird. Ganz beiläufig. Das wird, so gut es geht, heiter beschrieben, ohne Aufwand und große Tragik kriegt Schmürz sein Fett weg – leidet es, leidet es nicht? – Es sagt nichts, steht nur weiter in der Ecke. Ich kann mich nicht erinnern, wie das Drama endet. Ob Schmürz am Ende krepirt? Das Stück hat mir immer gut gefallen und ja, es erinnert mich an unseren Schmürz zu Hause, an unseren »Doitschen« ...

Beim Reden habe ich mich inzwischen großräumig verheddert. Ich stottere und komme zum Halten. »No way out«, blinkt es über dem Ausgang. Die Gäste sind enttäuscht und verlangen die Rechnung. Ich kann von Glück reden, wenn ich sie nicht begleichen muss. David wiederum hat sich gefangen, verfolgt auf seinem iPad nebenbei die News auf Spiegel Online. Mit höchstens halbem Ohr hat er meinen Ausführungen gelauscht. Seine Fünfunddreißig-Euro-Sushi-Platte wird er halb gegessen stehen lassen.

Abends beim *Tatort* schlafe ich ein. Weder der *Tatort* noch ich sind das, was wir mal waren. Ich schleppe mich ins Bett, ohne abzuwarten, wer der Mörder ist.

Lärm weckt mich, Gepolter, das Licht geht an.

Vater und Sohn ringen miteinander. Sie fallen auf mein Bett, rollen sich ab, kämpfen auf dem Boden weiter. Beide sind außer sich, David knallrot, sein Vater kreidebleich, ich ziehe meine Füße und Beine aus dem Gefecht. Abwechselnd stürzen sie raus auf den Balkon und brüllen etwas wie »Ich bin der Stärkere«, dann geht es ungehemmt weiter. Es könnte unter Umständen

fast komisch sein. Natürlich ist es nicht in Ordnung, wenn Vater und Sohn sich prügeln. Aber das hier ist keine amtliche Schlägerei, eher ein Kräftemessen zwischen der Jugend und dem Alter, nicht ganz ungefährlich, mächtig archaisch. David in Boxershorts, obenherum nackt, sein Vater inzwischen auch ohne Hemd, das hat ihm sein Sohn vom Leibe gezerrt.

David schreit: »Ich hau ab! Mich seht ihr hier nie wieder!«
Sein Vater brüllt: »Das wollen wir doch mal sehen!«

Während ich überlege, wie ich eingreifen könnte, ohne mich zu verletzen, klingelt es. Der Nachbar von gegenüber hat die Ordnungsmacht informiert, zwei Männer in kompletter Kampfuniform kommen die Treppen hoch. Kampfuniform? Was haben sie erwartet? Eine Erste-Mai-Demo im Berliner Zimmer? David versucht, an ihnen vorbeizurennen. »Wo willstest denn hin, Kleena, in dem Aufzug? Musste uffpassen, kann hier in Schöneberg leicht falsch aufgefasst wern.« Sie bringen ihn zurück, passen selbst nur schräg durch die Tür, so bullig sind sie. Ich werfe einen Pullover über mein Negligé. Das hier ist kein Spaß, unten wartet vermutlich eine Wanne weiterer Ordnungshüter in voller Kampfausrüstung.

»Wie froh ich bin, dass die Yellow Press sich nicht für mich interessiert«, flöte ich entschuldigend den beiden Polizisten zu, die in Zeitlupe ihre Knüppel wegstecken.

Dann nehmen sich die beiden meine Männer vor, ich habe dort nichts mehr verloren. Es geht um Testosteron, wie samstags bei der *Sportschau*.

Vorsichtig mache ich die Tür zu Sammys Zimmer auf, er schläft selig wie ein Baby.

»Ich weiß, dass es eigentlich unter aller Kanone ist, wegen häuslicher Gewalt die Polizei im Haus zu haben. Aber was kann ich machen?«, frage ich unschuldig den Polizeibeamten.

Der türkisch-deutsche Kollege erklärt mir ausführlich, dass sie Anklage erheben könnten, eigentlich sogar müssten, es aber nicht täten, der Fall hier sei doch ganz klar. Der Junge wisse

vor lauter Kraft und Unsicherheit nicht, wohin mit sich, der Vater ebenso wenig. Und in so »jemischten« Haushalten sei es nie ganz einfach, das sei normal, woher wir die schönen Möbel hätten?

Wie zuvorkommend und kompetent diese Berliner Polizisten doch sind. Wieso sind sie nicht schon bei einer früheren Gelegenheit vorbeigekommen? Im Wohnzimmer plaudert der polnisch-deutsche Polizist mit David und seinem Vater. »Det is der Psychologe, ick bin der Intellektuelle«, erklärt mir sein Kollege. Gleich werde ich anfangen, Pasta zu kochen, wenn es hier so nett und gemütlich weitergeht.

Ja, das sei nicht einfach, meint Emre, inzwischen sind wir beim Du, in einem deutsch-jüdischen Haushalt prallten sehr unterschiedliche Welten aufeinander. Das sei für die Kinder wie für die Erwachsenen eine echte Herausforderung. Er kenne sich aus mit dem »jemischten Zeuch«, seine Mutter sei Türkin, der Vater aus Steglitz. Im Bücherregal findet er mein Buch, geschmeichelt schenke ich es ihm, es ist das erste Mal, dass ich im Nachthemd signiere.

Seit Jahren schlagen wir uns mit Lehrern und Psychologen rum, und da kommen zwei Berliner Bullen mitten in der Nacht und bringen die Sache in drei einfachen Sätzen auf den Punkt.

Der Einsatzwagen wird informiert, die Krise ist deeskaliert, die Ordnungsmacht verabschiedet sich, wünscht eine gute Nacht. Was für nette Jungs doch bei der Polizei arbeiten!

Ich werde beim Regierenden Bürgermeister anrufen und mich für diese Engel in Uniform persönlich bedanken.

Vater und Sohn planen eine dreitägige Klausur, sie wollen sich aussprechen.

Emre bedankt sich am nächsten Morgen überschwänglich für das Buch. Irritiert stelle ich fest, dass er meine Mail-Adresse hat, woher nur? »Darf die Polizei das?«, schreibe ich ihm ahnungslos. »Die Polizei darf dies und viel mehr«, antwortet er

mir. Ich fühle mich angenehm überwacht, was weiß und sieht er noch alles ...?

Sammy ist sauer, dass er die nächtlichen Turbulenzen verschlafen hat. Zum Trost werden wir Minigolf spielen, bei McDonald's fein essen und in der Schlosstraße shoppen gehen. Vielleicht treffe ich in Steglitz zufällig Emre, notfalls kann ich immer noch die 110 wählen.